

# Karl Marti : 1855-1925

Autor(en): **Mathys, Hans-Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **48 (1992)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-878128>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Karl Marti\*

### 1855–1925

«Marti wird von Oettli totgeschlagen und wird sein Nachfolger in Bern».<sup>1</sup> Von seiner Logik her befremdet dieser Satz etwas. Systematiker dürften seinen Verfasser leicht erkennen und auch wissen, wie die «Ermordung» Martis und seine wundersame «Auferstehung» zu verstehen sind. So kann nur Karl Barth schreiben; er tut es am Vorabend des eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettages 1920. Die beiden Predigten für den Sonntag liegen bereit, und so kann er seinem Freunde Eduard Thurneysen einen längeren Brief schreiben. Er berichtet ihm darin ausführlich von der Lektüre der Woche, mehreren Jahrgängen des «Kirchenfreundes» aus dem Anfang der neunziger Jahre. In dieser Zeitschrift ist er unter anderem auf eine Rezension des Berner Alttestamentlers Samuel Oettli gestossen, in der dieser den Basler Pfarrer und Privatdozenten Karl Marti angreift, ihn «totschlägt»<sup>2</sup>. Kurz darauf hat Oettli einen Ruf nach Greifswald angenommen, und Karl Marti ist 1895 sein Nachfolger in Bern geworden. Verbleiben wir noch kurz bei Barth. Schon als Student dachte er nicht eben hoch von Marti. Er gestand ihm zwar zu, ein «grosser Gelehrter» zu sein, aber – «was er . . . zu erzählen wusste, war eine arg trockene Weisheit».<sup>3</sup> In seiner Kirchlichen Dogmatik bringt Barth auf andere Weise zum Ausdruck, wie wenig er von Marti hält: Im Unterschied zu Oettli zitiert er ihn darin ausweislich des Namensregisters kein einziges Mal.

Bern dachte anders von Karl Marti als Barth. Er galt nicht nur als einer der verdienstvollsten Söhne seiner alma mater; er war geradezu eine bernische «Institution».<sup>4</sup> Der amerikanische Alttestamentler und Assyriologe Robert W. Rogers schreibt in seinem Nachruf auf ihn: «[In Berne], everybody who was anybody knew him and saluted him with pride or admiration. As he walked the familiar streets his big soft hat was swinging in the air above his

\* Antrittsvorlesung an der Evang.-theol. Fakultät der Universität Bern vom 10.1.1991; Rudolf Smend in Dankbarkeit für meine beiden Göttinger Jahre gewidmet.

<sup>1</sup> K. Barth – E. Thurneysen, Briefwechsel Bd.1 (Gesamtausgabe Abt. 5), hg. v. E. Thurneysen, Zürich 1973, 424 (Brief vom 18.9.20).

<sup>2</sup> S. Oettli, Rezension zu: Der Einfluss der Ergebnisse der neuesten alttestamentlichen Forschungen auf Religionsgeschichte und Glaubenslehre, Braunschweig 1894, Der Kirchenfreund 28 (1894) 44–46. Die Attacke Oettlis fiel so heftig aus, dass selbst der irenisch veranlagte Marti zum Mittel der Entgegnung griff (87–89).

<sup>3</sup> In: Schleiermacher-Auswahl, hg. v. H. Bolli. Mit einem Nachwort von K. Barth, Gütersloh <sup>3</sup>1983, 290.

<sup>4</sup> R. Smend, Deutsche Alttestamentler in drei Jahrhunderten, Göttingen 1989, 144.

head every few steps in acknowledgment of recognition and of honor from the passer by».<sup>5</sup>

Wie kam es dazu?<sup>6</sup> Karl Marti ist am 25. April 1855 in Bubendorf im Kanton Baselland geboren als das älteste von zwölf Kindern des Samuel und der Anna Barbara Marti-Kläy. Aus wirtschaftlichen Gründen hatte sein Vater, Lehrer von Beruf, den Kanton Bern verlassen. Doch auch in Bubendorf verdiente er nicht genug, um die Familie ernähren zu können, und deshalb betrieb er neben seinem Hauptberuf noch etwas Landwirtschaft. Dabei gingen ihm seine Kinder zur Hand, vor allem Karl, der auch noch in den Semesterferien mit anpackte. Seinen Homer hat Marti beim Küehüten gelesen und bei dieser Arbeit auch seine griechischen und lateinischen Vokabeln memoriert. Dies erklärt ein Stück weit Martis Erfolg. Als Kind hat er hart arbeiten gelernt, und er ist zeit seines Lebens ein harter Arbeiter mit Freude an der Arbeit geblieben. Der Erfolg blieb schliesslich nicht aus. Martis Kindheit und Jugend erklären noch mehr: Unter den Alttestamentlern gab es nicht viele, die ihren Homer auf der Weide gelernt hatten, und das machte ihn unter seinen Kollegen zum bewunderten Exoten. Viele suchten seine Nähe und Freundschaft; sie fühlten sich von der Kraft, Natürlichkeit und Ausgeglichenheit Martis angezogen, die ihnen abgingen.

Zurück zu Kindheit und Jugendzeit. Schon als Fünfjährigen drängte es Marti in die Schule. Man liess ihn schliesslich gewähren – in der Erwartung, es würde ihm auf der harten Schulbank bald einmal verleiden. Doch Marti blieb.

Am Basler Pädagogium (= Gymnasium) genoss Marti unter anderem den Unterricht von Jakob Burckhardt und Friedrich Nietzsche. Beide haben in seinem Leben und Werk keine wahrnehmbaren Spuren hinterlassen.

Für Marti war es schon bei seinem Eintritt ins Pädagogium klar, dass er Theologie studieren und danach ein Pfarramt übernehmen würde. Er hat allerdings schon als Student auch die orientalischen Sprachen gepflegt, und wie andere Alttestamentler sah er sich während des Studiums einmal vor die Frage gestellt, ob er nicht ganz zur Philologie überwechseln solle. Er blieb jedoch der Theologie treu.

Über Martis Studienjahre in Basel sowie sein Gastsemester in Göttingen wissen wir nur wenig. 1877, das heisst als Zweiundzwanzigjähriger, legte er das Staatsexamen ab und durfte danach in Leipzig noch zwei Semester Alt-

<sup>5</sup> R. W. Rogers, Professor Karl Marti. *Observations and Reflections*, *Methodist Review*, March 1926, 182.

<sup>6</sup> Die biographischen Angaben nach: Professor D. Dr. Karl Marti 1855–1925. Trauerfeier in der Nydeckkirche vom Samstag, den 25. April 1925, 6ff.; vgl. weiter den Nachruf von M. Haller, *KBRS* 40(1925), 65f.; Rogers (A. 5).

orientalistik betreiben. In Basel hörte Marti unter anderem beim Alttestamentler Kautzsch und beim Orientalisten Socin, die später seine Freunde werden sollten. Der aus altem Basler Geschlecht stammende Socin hatte die Angewohnheit, aus jedem Studentenjahrgang den Fähigsten auszuwählen und ihm jede denkbare Förderung angedeihen zu lassen. Marti gehörte zu den Auserwählten. Er durfte in des Meisters Haus ein- und ausgehen, wie es ihm beliebte. Vor allem stand ihm die Privatbibliothek Socins zur Verfügung, ein Privileg, dessen Bedeutung kaum zu hoch veranschlagt werden kann.

Marti war Manns genug, um die Freundschaft Socins unbeschadet zu überstehen. Dieser war ein eher unangenehmer Zeitgenosse, ein Lästermahl und Intrigant par excellence. Tübingen habe, so schreibt er,<sup>7</sup> «viele Schattenseiten. Es ist ein Nest wie Göttingen, schön, weñ man nicht daran gebunden ist» (30. 7. 76). Vom Unterricht im Alten Testament zieht er sich in Leipzig gerne zurück: «Diese Lutheraner Studenten sind mir . . . zu dumm» (9. 11. 90).

Trotz (oder auch wegen) seines schwierigen Charakters hat er der alttestamentlichen Wissenschaft einen wichtigen Dienst erwiesen. Das kam so: Jeder Theologe kennt Gesenius' Hebräisches Wörterbuch, das nach seinem Neubearbeiter eigentlich «Buhl» genannt werden müsste.<sup>8</sup> Es ist eine lexikalische Meisterleistung. Ursprünglich sollte Kautzsch das Gesenius'sche Opus überarbeiten. Das war Socin recht; er wollte verhindern, dass Kautzsch den Exodusband in Siebecks Kommentarreihe übernahm. Das Kalkül des Baslers lautete wie folgt: «Ich warte nämlich bis er in die Falle mit Gesenius Lexicon gegangen ist; dañ sitzt er mit Babel, und den 2 Gesenius in einer Tretmühle, dass er nichts anderes mehr denken kañ». Der Teufel, der Socin in diesem Satze ritt, gab ihm allerdings auch eine gute Idee ein: «Ich will dem Verleger zuliebe, Buhl ins Lexicon hineinlotsen» (9. 11. 90). Freilich wäre Socin nicht Socin, hätte er Buhl nicht kurz darauf dazu bringen wollen, auf die Überarbeitung von Gesenius' Wörterbuch zu verzichten. 1891 erschien der 1. Teil des heute praktisch vergessenen hebräischen Wörterbuches von Siegfried und Stade.<sup>9</sup> Es gefiel Socin ausnehmend gut, und er schrieb Marti:

<sup>7</sup> Der (noch nicht aufgearbeitete) Nachlass Martis befindet sich in der Bibliothek der Burggemeinde Bern. Alle im folgenden zitierten Briefe gehören zu diesem Nachlass.

<sup>8</sup> Wilhelm Gesenius' Hebräisches und Aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament, bearbeitet von Frants Buhl. Er besorgte die 12.–16. Auflage (Leipzig 1895.1899.1905.1910.1915). – Einen Nachruf auf diesen etwas in Vergessenheit geratenen Alttestamentler und semitischen Philologen publizierte J. Pedersen in *AcOr* 12 (1934) 1–5.

<sup>9</sup> C. Siegfried – B. Stade, Hebräisches Wörterbuch zum Alten Testamente, Leipzig 1893.

«ich habe neulich Buhl gesagt, seine Bearbeitung sei nun unnötig, worüber er ganz caput war» (12.1.91). Zum Glück hielt Buhl trotz vieler anderer Verpflichtungen durch. Socin dagegen, der auch am Gesenius mitarbeitete – er war für den Sprachvergleich zuständig –, verlor fast die Geduld und die Nerven. Am 8.1.93 liess er Marti wissen: «Entschuldigen Sie mein langes Schweigen! Ich sass tief in der ganz unbefriedigenden Arbeit des Gesenius, in Bezug auf Misthinausführen der reine Professor der Landwirtschaft. Aber viel unbefriedigender! Deñ Früchte sind keine zu erwarten und Buhl ist z.Z. in Bezug auf Anordnung resp. Nichtordnung von Bedeutung noch zu conservativ gewesen . . . In meinen Phantasien [gemeint sind Fieberphantasien] sah ich mich oft als Blatt zu corrigierenden Gesenius; jetzt kañ ich die Arbeit nicht mehr ansehen. Ich werde Buhl erklären, ich mache nichts mehr . . .»<sup>10</sup>

Zurück zu Marti: Nach seinem Leipziger Studienjahr übernahm er als Dreiundzwanzigjähriger die Gemeinde Buus-Maisprach. Ein Jahr später heiratete er Karoline Rieder, die Tochter eines Basler Baumeisters, die ihm drei Söhne und acht Töchter schenkte. In Buus schrieb Marti seine erste grössere wissenschaftliche Arbeit: «Die Spuren der sogenannten Grundchrift des Hexateuchs in den vorexilischen Propheten des Alten Testaments» (1880); mit ihr erwarb er den Lizentiatengrad und habilitierte sich danach in Basel. An den Tagen, an denen er Vorlesung hielt, musste er das Pfarrhaus um fünf Uhr morgens verlassen, um rechtzeitig an der Universität zu sein. Das bewog ihn dazu, nach sieben Jahren Buus zu verlassen und ein schwierigeres Pfarramt in Muttenz, ganz in der Nähe von Basel, zu übernehmen. Marti war gerne Pfarrer, und er war ein guter, geachteter Pfarrer. Weniger geschätzt war er an der Universität Basel, die kaum etwas tat, um seine wissenschaftliche Laufbahn zu fördern.<sup>11</sup> Erst 1884 wurde er zum Extraordinarius befördert.<sup>12</sup>

Es muss für Marti wie eine Erlösung gewesen sein, als er nach siebzehn Jahren im Pfarramt und fast vierzehn Jahren Tätigkeit als Privatdozent einen

<sup>10</sup> Socin hielt schliesslich doch durch; er erscheint in den Auflagen von 1895 und 1899 auf dem Titelblatt.

<sup>11</sup> Zwei Briefausschnitte zur Untermuerung: «Wir (Kautzsch und ich . . .) haben uns etwas an den Laden gelegt, um Ihnen in Basel eine Anerkennung zu verschaffen. Es ist ganz unverantwortlich, dass man Sie noch nicht zum Extraord. gemacht hat» (8.1.93). In seinem Antwortbrief vom 22.1.93 an Socin berichtet Marti über diesbezügliche Vorstösse der Fakultät und bemerkt dazu: «Schade für mich, dass sie nicht früher ein Einsehen hatten.»

<sup>12</sup> Vgl. dazu auch die vorsichtige Darstellung von E. Bonjour, *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960*, Basel 1960, 526.

Ruf an die Universität Bern erhielt – als Nachfolger des streitlustigen Oettli, über den er einmal an Socin schrieb: «[Oettli] sollte einer einmal recht tüchtig auf die Finger klopfen» (5. 4. 96).

Es ist beeindruckend, was Marti in seinem letzten Jahr als Privatdozent und in den zehn ersten Berner Jahren publiziert hat; sämtliche wichtigen Werke, eine stattliche Anzahl, sind in diesem kurzen Zeitraum erschienen.<sup>13</sup> Marti ist ein typischer Vertreter des Gelehrtentypus, der bis ins fünfzigste Altersjahr produktiv wirkt und sich danach der Wissenschaftsverwaltung widmet und öffentliche Ämter übernimmt.

Als Marti sein Lehramt in Bern antrat, war er dafür gerüstet – auch theologisch. Er lebte in theologisch bewegter Zeit, als sich in der Schweiz Liberale und Positive heftige Gefechte lieferten. Jeder Pfarrer hatte in diesem Streit Stellung zu beziehen. Marti entschied sich für die Mitte, die sich mit dem Namen Albrecht Ritschls verband. Wie viele Theologen machte auch Marti während seines Studiums eine Glaubenskrise durch. Er sah sich vor die klassische Frage gestellt: Wie lassen sich Glauben und wissenschaftliche Erforschung der Bibel miteinander in Verbindung bringen? Besteht zwischen ihnen nicht ein unüberbrückbarer Graben – wie auch zwischen Glauben und (Natur-)Wissenschaft? Auf diese Fragen fand Marti eine Antwort in der Theologie Ritschls, den er während seines Göttinger Semesters kennengelernt hatte. Dass er Jahre später im Kirchenblatt für die Reformierte Schweiz einen längeren Artikel über Ritschls Theologie veröffentlichte,<sup>14</sup> ist denn auch nicht belanglos. Ritschls Theologie sei kurz referiert – in der Form, in welcher sie Marti seinen Lesern nahebringt.<sup>15</sup>

Nach Ritschl ist Jesus Christus die vollkommene Offenbarung Gottes an uns. In seiner Person erkennen wir, wie Gott uns gegenüber eingestellt ist und welche Forderungen er an uns stellt. Es ist nun allerdings schwer, Jesu Person zu erfassen. Schon die Verfasser der neutestamentlichen Schriften haben Christi Offenbarung in abstrakte Dogmen gepresst. Und Jesus selber

<sup>13</sup> Das Verzeichnis der Schriften Karl Martis hat W. Baumgartner zusammengestellt in: *Vom Alten Testament. Karl Marti zum siebzigsten Geburtstag*, hg. v. K. Budde, BZAW 41 (1925) 323–331. – Ergänzungen: *Die Propheten Israels*, Hagoren 7, Berditschew 1911 (hebr.); *Die neueren Ausgrabungen im Orient und die Religion des Alten Testaments*, NThT (mir nur als Sonderdruck o.S. zugänglich; ca. 1913), 1–21; Bernhard Duhm, KBRS 32 (1917), 159; *Die Stimmung im Schweizerland*, o.O.u.J. (1916); *La Réformation et les Prophètes d’Israël*, RThPh 27 (1918) 97–106; *Zum achtzigsten Geburtstag von Professor D. Dr. Rudolf Steck in Bern*, NThT 11 (1922) 285–290; *Die Sintflutzerzählung im Alten Testament und in den Keilinschriften*, Bern o. J.

<sup>14</sup> *Das Eigenthümliche der Theologie Ritschl’s*, KBRS 1 (1886) 73–75.77–79.81–83.

<sup>15</sup> Ritschls Eschatologie, ein zentraler Baustein seines theologischen Systems, blendet Marti weitgehend aus.

hat in jüdisch-alttestamentlicher und damit überholter Weise von Gott gesprochen, dies um nicht unnötig zu schockieren. Für den Theologen und insbesondere den Exegeten geht es darum, alle Dogmen und traditionellen religiösen Bilder zu beseitigen und zum Kern der christlichen Botschaft vorzustossen. An einem Beispiel sei dargelegt, was Ritschl damit meint. Luk 2 berichtet von der übernatürlichen Geburt Jesu; er ist der Sohn der Jungfrau Maria. Es ist zu fragen, ob dies «nicht auch erst eine theologische und bei Weitem nicht zulängliche Formel für die Unbegreiflichkeit und Einzigartigkeit des Wesens unseres Heilandes sei» (77). Worin liegt seine Bedeutung? «Christus als anschauliche Darstellung der Gnade erzeugt und trägt das Vertrauen zu dieser» (ebd.). Wer sagt, dass dies richtig sei? Es gibt nach Ritschl keinen andern Beweis als «den praktischen Wahrheitsbeweis, den das Evangelium in der Seele jedes einfachen Christen führt» (ebd.); auf die Erfahrung kommt es an. Wie ist nun diese Sicht mit den modernen Wissenschaften vereinbar? Wissenschaftliche Weltbetrachtung kann, so Ritschl, immer nur Einzelgesetze aufstellen, ihr Wissen ist Stückwerk. Nie wird sie «eine Gesamtanschauung hervorbringen und begründen . . . können» (78). Positiv gewendet: «Gottes Wesen und Art zu ergründen reicht somit keine Menschenweisheit hin, da braucht es eine Offenbarung» (ebd.).

Die Ritschlsche Theologie, hier sehr vereinfacht und nur in Auszügen (nach Marti) nachgezeichnet, hat seinerzeit Furore gemacht. Marti meint, sie habe «luftreinigend gewirkt, wie ein Gewitter, und doch wieder so erfrischend und belebend, wie ein demselben folgender, nach langer Dürre eintretender Regen» (81). In der Tat: der Glaube war «wieder auf sich selbst gestellt» (ebd.), durfte selbstsicher auftreten und brauchte sich nicht dauernd gegen die Wissenschaften zu verteidigen. Die linke Flanke war gesichert. Auch die Angriffe von rechts parierte ein Ritschlianer wie Marti gekonnt. Auf den Vorwurf, durch historisch-kritische Studien würde der Glaube zerstört, entgegnete er immer wieder, das Gegenteil treffe zu: Sie beseitigten all den Schutt, unter welchem der echte, kräftige Glaube verschüttet liege.

Marti hat sich geradezu zu Ritschl bekehrt. Er hat ihm ermöglicht, seinen kindlich einfachen, aber unsentimentalen Glauben zu bewahren und gleichzeitig historisch-kritische Forschung zu betreiben, und dies, ohne sich dauernd mit theologischen Grundsatzfragen herumschlagen zu müssen. Diese Konstellation erlaubt es meines Erachtens so gut wie kaum eine andere, exegetisch produktiv zu arbeiten.

Marti hat auch auf dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaft eine Bekehrung durchgemacht. In seiner Lizentiatenarbeit vertrat er noch eine vorwellhausensche Position, glaubte er doch in den vorexilischen Propheten

Spuren der hexateuchischen Grundschrift nachweisen zu können. In seinen späteren Schriften steht er als Anhänger Wellhausens da; seine Positionen übernimmt er ohne wesentliche Modifikationen oder Ergänzungen. Marti gehört zu den getreuesten Schülern Wellhausens. Da er sich recht eigentlich zu ihm bekehrt hat, erstaunt nicht, dass er wie Ritschl auch ihn einem breiteren Publikum vorstellte<sup>16</sup> und ihn in einem Feuilleton gegen seinen Gegner R. Finsler verteidigte. Die konfessorischen Äusserungen des sonst so zurückhaltenden Marti verdienen in extenso zitiert zu werden. Auch er selber habe «einmal . . . gemeint . . . , die Tradition zu retten . . . Aber je mehr ich den Gegner und seine Position kennen lernte, wurden meine Waffen stumpf und meine Nadelstiche trafen das Herz nicht, auch nicht einmal eine Schlagader. Die wirksame Kritik überwog die unbewusste Neigung zur Tradition, die ich mir nicht eingestehen wollte, und ich wünsche nur, dass schneller als ich mein Freund Rud. Finsler dazu komme, sagen zu können:

Lange hab' ich mich gesträubt,  
 Endlich gab ich nach:  
 Wenn die Tradition zerstäubt,  
 Wird Wellhausen wach».<sup>17</sup>

Nur eine scharfe Kritik an Wellhausen habe ich bei Marti gefunden. Für seine Vorlesung über das Dodekapropheton von 1892 benutzte er auch dessen im gleichen Jahr erschienene Arbeit «Die kleinen Propheten». Sie gefiel ihm nicht, was er Socin auch offen schreibt: «Es sind Skizzen u. geniale Gedankenblitze, aber eine völlige Durcharbeit[un]g vermisste ich. Es ist eine werthvolle, aber doch halbe Arbeit, die oft sehr rasch urtheilt» (20. 11. 92). Martis Urteil ist wenigstens teilweise ungerecht, wie schon der Untertitel zu Wellhausens Arbeit deutlich macht: «Skizzen und Vorarbeiten». Solche zu veröffentlichen steht einem Manne vom Kaliber Wellhausens zu. Marti aber akzeptiert, seinem Charakter entsprechend, nur abgeschlossene, abgerundete Arbeiten. (Wellhausens bahnbrechende Erkenntnisse mutieren in seiner Feder auch häufig zu trockener Wissenschaft.)

In seinen ersten zehn Berner Jahren hat Marti der alttestamentlichen Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Ihm fiel die Aufgabe zu, den bei Siebeck in Tübingen erscheinenden Kurzen Hand-Commentar zu veröffentlichen. Alle Bände dieser Reihe sind im unwahrscheinlich kurzen Zeitraum von acht Jahren erschienen (1897–1904). Sie weist denn auch ein einheitliches Gepräge auf. Marti hat für den Hand-Commentar neben einer

<sup>16</sup> Wellhausens Ansicht von Geschichte und Religion des Alten Testaments, KBRS 2 (1887) 65–67.69–72.

<sup>17</sup> Rud. Finsler's Kritik der Ansicht Wellhausens von Geschichte und Religion des Alten Testaments, KBRS 2 (1887) 96.



ausführlichen Einführung<sup>18</sup> nicht nur selber drei Bände verfasst<sup>19</sup> – schon für sich genommen eine imponierende Leistung –, sondern auch alle andern Beiträge betreut und editorisch aufeinander abgestimmt. Diese aufopfernde Arbeit ging an die Substanz Martis, der sich einer beneidenswerten Gesundheit erfreute. Und sogar ihm, der nur selten klagt, entfährt einmal ein Stosseufzer: «Der *Coṁ.* ist eine greuliche Arbeit. . . Weñ ich nicht so wohl mich fühle, wie früher, so verdanke ich das dem *Coṁentar*». <sup>20</sup>

Hier ist nun der Ort, die Beiträge vom Marti inhaltlich zu würdigen. Das fällt schwer. Die drei Kommentare aus Martis Hand sind solide, philologisch exakt, aber nicht originell oder gar begeisternd. Er steuert zur Auslegung der Propheten keine eigentlich neuen Ideen bei, immer geht er von vorhandenen Positionen aus, die er dann umsichtig diskutiert und gegeneinander abwägt, so dass man seine Sicht dann gerne übernimmt. Am überzeugendsten ist sein Kommentar über das Dodekapropheton, die zu seiner Zeit wohl beste und noch heute lesenswerte Auslegung der zwölf kleinen Propheten. Als Ausleger von Jesaja hatte er einen Konkurrenten, der ihn an Originalität und Ideenreichtum weit überragte: seinen Basler Kollegen Bernhard Duhm, der die Prophetenforschung recht eigentlich revolutionierte. In einem Punkte folge ich jedoch Marti und nicht Duhm. Stärker als dieser geht er von «der Vorstellung eines langen Wachstumsprozesses eines ursprünglichen Kerns»<sup>21</sup> aus und übernimmt dessen These von den Teilsammlungen, die lange gesondert überliefert worden seien, nur mit gewichtigen Abstrichen.

Wie Marti neben seiner Arbeit am Kommentar noch Zeit fand, andere Bücher<sup>22</sup> zu schreiben, ist – wenigstens mir – ein Rätsel. Und doch publizierte er neben anderem in Kautzschs Bibelwerk eine kurze Kommentierung von fünf kleinen Propheten, Daniels und des 5. Buches Mose.<sup>23</sup> Diesen Werken stehe ich etwas skeptisch gegenüber, seitdem ich weiss, dass Kautzsch zumindest im Buche Deuteronomium die Arbeit seines Freundes Marti an mehreren Stellen korrigierte. In einem undatierten Brief an Socin klagt er: «Um meine Bezeichnung der späteren Glossen u. der Schriftsteller hat sich Kautzsch wenig gekümmert. . . es gibt Stellen, die ich nie verantwor-

<sup>18</sup> Die Religion des Alten Testaments unter den Religionen des vorderen Orients, Tübingen 1906.

<sup>19</sup> Jesaja (1900); Daniel (1901); Das Dodekapropheton (1904).

<sup>20</sup> Postkarte vom 26. 2. 98 an Socin.

<sup>21</sup> H. Wildberger, Jesaja, BK X/3 (1982), 1533.

<sup>22</sup> Es seien hier eben noch die beiden wichtigsten genannt, auf die im Haupttext nicht eingegangen wird: Kurzgefasste Grammatik der biblisch-aramäischen Sprache, PLO XVIII, <sup>1</sup>1896; <sup>2</sup>1911; Geschichte der Israelitischen Religion (selbständige Neubearbeitung von A. Kaysers Theologie des Alten Testaments) <sup>3</sup>1897; <sup>4</sup>1903; <sup>5</sup>1907.

<sup>23</sup> <sup>1</sup>1894; <sup>2</sup>1896; <sup>3</sup>1909f.

ten kann. Die wichtigste Stelle im ganzen Dt. C. 6, 4 ist falsch übersetzt. Ich frage Sie auf ihr grammatisches Gewissen: Kann man den Vers 6, 4 so übersetzen: J. ist unser Gott, Jahwe allein! Es *muss* übersetzt werden: Unser Gott Jahwe ist *ein* Jahwe (er ist nicht zertheilt in den Jahwe von Hebron u. Jahwe von Jerusalem, es gibt nur eine Maria, nicht eine Maria von Einsiedeln u. eine Maria von Mariastein)».

Im Zentrum von Martis wissenschaftlicher Arbeit stehen die Propheten, gerade im Zeitraum vor dem Erscheinen des Kommentars. So veröffentlichte er 1889 eine Darstellung des Propheten Jeremia, ein Jahr darauf einen kurzen Artikel über Chananja; 1892 erschienen gleich zwei umfassende Studien zu Sacharja.<sup>24</sup> Ezechiel hat er als einzigen Propheten links liegen lassen: Er gehört nach Marti nicht eigentlich zu den Propheten, sondern zum Nomismus, zur vergesetzlichten Religion, die sich nicht auf der einsamen Höhe der Propheten hat halten können.<sup>25</sup> Wie erklärt sich dieses einseitige Forschungsinteresse? Und: Hätte Marti nicht Neutestamentler werden müssen, da im Zentrum seiner Theologie die Person Christi steht? Er brauchte es nicht. Bei Marti rücken die Propheten in überraschende Nähe zu Christus. Erst die Propheten hätten, so Marti, «die Sittlichkeit als den Charakter Jahwes» gefasst,<sup>26</sup> Jahwe als geistigen Gott bezeichnet.<sup>27</sup>

Glaube war ihnen «Leben, lebensvolles Ergriffensein von Jahwe, der Forderungen an sein Volk stellt, und zwar Forderungen des Rechts und der Sittlichkeit»<sup>28</sup> – und die, Jahwe für seine unverdienten Wohltaten zu danken. Christus hat nach Marti nicht viel anderes als die Propheten verkündet. Er zögert denn auch nicht, ihn als höchsten Propheten zu bezeichnen, der ohne den alttestamentlichen Prophetismus nicht zu verstehen sei.<sup>29</sup> Von den Propheten zu Christus führt bei Marti nur ein kurzer und gerader Weg. Ein Prophet steht geradezu vor der Haustüre Jesu. Es handelt sich nicht um

<sup>24</sup> Der Prophet Jeremia von Anatot, Basel 1889; Der Prophet Chananja, ChW III (1890) Sp. 27–31; Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels. Ein Beitrag zum Verständnis des ATs, Freiburg 1892; Zwei Studien zu Sacharja, ThStKr 65 (1892) 207–245: Der Ursprung des Satans (Sach. 3), 716–734; Der Bericht über die dem Propheten aufgetragene symbolische Handlung. Kap. 6, 9–15.

<sup>25</sup> Vgl. dazu etwa Geschichte der Israelitischen Religion, <sup>5</sup>1907, 223–228, und daraus folgendes bezeichnende Zitat: «er ist auf das Niveau des Prophetentums herabgestiegen, welches in der deuteronomischen Reform und auf gesetzlichem Wege das Heil erstrebte» (224).

<sup>26</sup> A.a.O. 151.

<sup>27</sup> Der Einfluss der Ergebnisse der neuesten alttestamentl. Forschungen auf Religionsgeschichte und Glaubenslehre, Braunschweig 1894, 30.

<sup>28</sup> A.a.O. 31.

<sup>29</sup> A.a.O. 55f.

Jesaja. Meiner und wohl nicht nur meiner Theologengeneration gilt dieser aristokratische Jerusalemer als der gewichtigste Prophet. Daran dürfte ein verführerischer Satz aus von Rads Theologie nicht ganz unschuldig sein: «Die Verkündigung Jesajas ist das gewaltigste theologische Phänomen des ganzen Alten Testaments».<sup>30</sup> Ebenso bestimmt, aber anders urteilt Marti. Nach ihm erreicht die prophetische Religion in Jeremia und Deuterojesaja ihren Höhepunkt.<sup>31</sup> Besonders Jeremia preist er bei jeder sich bietenden Gelegenheit: Der Prophet aus Anatot habe als erster dem Individuum den ihm gebührenden Platz zugewiesen und die dringend nötige Verinnerlichung und Vertiefung der Religion gebracht.<sup>32</sup> Im Wort vom neuen Bund (Jer 31, 31–34)<sup>33</sup> sei der Höhepunkt der Religion im Alten Testament erreicht.<sup>34</sup>

Beim Gedanken, Marti selber hätte im Kurzen Hand-Commentar die Auslegung vom Jeremia übernehmen können, beschleicht einen leichtes Unbehagen. So gut wie der hinreissende Kommentar, den Duhm in dieser Reihe zum Buche Jeremia verfasst hat, wäre er nie geworden.

Es hat keinen Sinn, die Werke Martis weiter vorzustellen. In einzelnen Aufsätzen sowie seiner «Geschichte der Israelitischen Religion» führt er mit Variationen immer wieder sein Programm durch: Wellhausen, Ritschl und der Prophetismus als Höhepunkt der Religion Israels. Den Publikationen Martis, dem jede dogmatische Verhärtung ein Greuel war, haftet wohl deswegen etwas Starres, Dogmatisches an. Unzählige Male behandelt er die Entwicklung der israelitischen Religion, aber wo er auf wertvolles Glaubensgut stösst, ist es immer das gleiche. So kann er etwa schreiben: «Sacharja hatte nicht die Aufgabe, seinen Zeitgenossen neue Wahrheiten zu verkündigen . . . seine religiösen Anschauungen [sind] keine anderen . . . als diejenigen der früheren Propheten».<sup>35</sup>

Als Marti auf dem Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn stand, meldete sich im Alten Testament eine neue Forschungsrichtung, die formgeschichtliche Schule, zu Wort. Marti verwarf sie nicht, pries in seiner Rekto-

<sup>30</sup> G. von Rad, *Theologie des Alten Testaments*. Bd. II: Die Theologie der prophetischen Überlieferung Israels, München 1987, 154.

<sup>31</sup> Vgl. dazu besonders *Geschichte* (A. 25), 135ff.

<sup>32</sup> A.a.O. 173f.

<sup>33</sup> Vgl. zu dieser Stelle a.a.O. 137: «Die Worte 31, 31–34, die zwar ihrer Form nach spät sein mögen, bilden aber so sehr die Krönung der ganzen Auffassung Jeremias, dass sie für die Darstellung seiner Anschauung nicht vermisst werden können».

<sup>34</sup> A.a.O. 175.

<sup>35</sup> *Zwei Studien* (A. 24), 207.

ratsrede von 1911 sogar ihre Vorzüge. Er gesteht Gunkel zu, er verstehe «mit feinem Sinn und trefflichem ästhetischem Gefühl die Literaturgattungen» zu unterscheiden, auch die Erzählungen der Genesis wisse er «vorzüglich zu charakterisieren».<sup>36</sup> Eine seiner Thesen weist Marti allerdings schroff zurück: «Weil Ägypter und Assyrer-Babylonier Psalmen und Hymnen sangen, lange bevor Israel existierte, sollen im hebräischen Psalter diese und jene Psalmen der vorexilischen Zeit angehören, während die ruhige Erforschung des Alten Testaments zeigt, dass die Anschauungen, welche die Psalmen vertreten, nachexilisch sind».<sup>37</sup> Hier irrte Marti (teilweise), und ebenso irrte er, als er Gunkel des modifizierten Panbabylonismus bezichtigte<sup>38</sup> – beide Male aus der «Ritschlschen» Angst heraus, das Alte Testament könnte nicht auf eigenen Füßen stehen, sondern auf denen des Alten Orients.

Was das öffentliche Wirken Martis betrifft, kann nur auf wenig verwiesen werden.<sup>39</sup> Marti ist wohl einer der wenigen Professoren der bernischen alma mater – wenn nicht der einzige –, der Dekan an zwei verschiedenen Fakultäten gewesen ist. Das kam so: Marti unterrichtete seit 1901 als Nachfolger von Emil Kurz auch semitische Sprachen, was ihm neben einer Gehaltserhöhung auch Sitz und Stimme an der philosophisch-historischen Fakultät eintrug. 1907 lehnte Marti einen Ruf nach Giessen ab, und im gleichen Jahre wurde in Bern ein semitisches Seminar begründet (aufgrund von Bleibeverhandlungen Martis?). 1911 wurde er dann Dekan der philosophisch-historischen Fakultät. Seine diesbezügliche Tätigkeit überlappte sich ein halbes Jahr mit der des Rektors, die ihm viel Anerkennung einbrachte. Als 1914 der 1. Weltkrieg ausbrach, Rektor und Prorektor eingezogen wurden, übernahm Marti wie selbstverständlich die Amtsgeschäfte des Rektorats.

Überall, wo er wirkte, genoss Marti hohes Ansehen und hatte er Erfolg, auch wenn er kein begnadeter Pädagoge und kein mitreissender Redner war. Nur seine Tätigkeit als Herausgeber der «Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft» darf man als nicht eben glückliche bezeichnen. Während der siebzehn Jahre (1907–1923), in denen er die Zeitschrift betreute, erschienen in ihr nur wenige Artikel von grundlegender Bedeutung. Marti muss allerdings zugute gehalten werden, dass er die ZAW unter widrigen Umständen herausgeben musste. Dass die angelsächsischen Alttestamentler der

<sup>36</sup> Stand und Aufgabe der alttestamentlichen Wissenschaft in der Gegenwart, Bern 1912, 23.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> A.a.O. 22.

<sup>39</sup> Die folgenden Angaben nach R. Feller, Die Universität Bern 1834–1934, Bern, Leipzig 1935, 479.495f.

stark deutsch ausgerichteten Zeitschrift nach dem Weltkrieg die Treue hielten, ist wohl auch sein Verdienst.<sup>40</sup>

Marti war kein überragender oder bahnbrechender Forscher. Er prägte keine Epoche; aber wie kein anderer Alttestamentler aus seiner Zeit repräsentierte er eine Epoche: die mit dem Namen Wellhausens verbundene.

Warum war er so erfolgreich? Er lebte in Bern, und da gehörte er hin. Marti hatte Bern nötig und Bern ihn. Zum Glück für ihn und Bern lehnte er einen Ruf nach Giessen ab; er wäre dort vielleicht ebenso unglücklich geworden wie Oettli in Greifswald.

Seinen Erfolg verdankt Marti weiter seiner sprichwörtlichen Arbeitskraft und seinem ebenso sprichwörtlichen Zigarrenkonsum. Marti und Zigarren gehören zusammen. Ohne sie hätte er wohl keine einzige Zeile schreiben können. Als er seinem Freunde Rogers zwei Photographien von sich zukommen liess, bedankte sich dieser mit folgenden Worten: «I rejoice most of all to have two photographs of you, but Mrs. Rogers says that the photograph of you is not natural without a cigar» (undatierte Postkarte).

Marti erreichte trotz hohen Zigarrenkonsums und unermüdlichen Arbeitens ein hohes Alter; er starb kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag; die Gratulationsadressen waren schon erschienen, die Phil.-hist. Fakultät hatte beschlossen, ihm am nächsten Dies academicus den Doctor honoris causa zu verleihen. Dass an der Trauerfeier für ihn nicht weniger als acht Redner das Wort ergriffen, zeigt noch einmal, wie beliebt und bekannt er war. Die unzähligen Kontakte, die er pflegte, beflügelten ihn in seiner Arbeit. Ihm schrieben Juden, Katholiken und Protestanten; ihn erreichten Briefe aus Amerika wie aus Tiflis und Moskau.<sup>41</sup> Er unterhielt unzählige Korrespondenzen mit Fachkollegen, antwortete aber ebenso geduldig und ausführlich einem Schreinermeister aus Worblaufen, der sich wiederholt mit eigenartigen Anfragen zum Alten Testament an ihn wandte.

<sup>40</sup> Und das anderer Alttestamentler, die er mit diplomatischen Missionen betraute; vgl. dazu etwa die Postkarte O. Eissfeldts vom 22.10.23: «Für die ZAW habe ich, wie ich auf den Schluss Ihres Briefes hin wohl bemerken darf, auch in England zu wirken gesucht».

<sup>41</sup> Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass Marti in Autobiographien und Erinnerungen berühmter Männer auftaucht. Besonders gut charakterisieren Marti die kurzen Bemerkungen von G. Scholem, der 1918–19 in Bern lebte: «Daneben begann ich aber bei Karl Marti . . . Arabisch zu lernen, und beteiligte mich an seinem Seminar über das Buch Hiob, wo jeder Teilnehmer einen Vers zu lesen hatte. Wenn die Reihe an mich kam, sagte Marti: «Herr Scholem, lesen Sie nicht so schnell.» Marti war ein Mann, der ungewöhnliche Sympathien für die Juden und ihre Geschichte hatte und auch den jüdischen Studenten, die fast alle aus Russland oder Galizien kamen, sehr freundlich begegnete» (Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen, Frankfurt a.M. 1977, 137f.).

Das von Marti gezeichnete Bild wäre unvollständig, würde nicht noch auf einen letzten Punkt hingewiesen, der seinen Erfolg erklärt: Er hatte Freunde und erholte sich in ihrer Gesellschaft. Ein Student entdeckte Marti einmal zusammen mit den Professoren Tobler und Woker am Thunersee; die drei haben sich nach Auskunft des leicht erstaunten Studiosus bestens unterhalten. Marti gehörte, und das allein macht ihn sympathisch, auch einem Verein an, den er sogar präsierte und den es heute leider nicht mehr gibt: dem akademischen Samstagabendkegelklub. Der Berner Alttestamentler soll sich bei diesem Spiel durch kraftvollen Einsatz ausgezeichnet haben.

*Hans-Peter Mathys, Heidelberg*